

Im Gespräch mit Dr. Dirk Pörschmann, dem neuen Leiter des Museums für Sepulkralkultur

„Ich habe hier sehr viel Erdung gespürt“

Seit dem 1. Januar 2018 haben die Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e. V. sowie Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur einen neuen Leiter. Heiko Schimmelpfeng traf Dr. Dirk Pörschmann in seiner neuen Wirkungsstätte, um mit ihm über Tod und Sterben – und natürlich über das Leben – zu sprechen.

(k) KulturMagazin: Herr Dr. Pörschmann, Sie sind vor Jahren beruflich an die Kunsthochschule gekommen. Warum sind Sie in Kassel geblieben?

Dr. Dirk Pörschmann: Als ich 2005 an die Kunsthochschule kam, bin ich von Essen nach Kassel gependelt und erst 2008 hierher gezogen. Ich wurde immer mehr warm mit der Stadt, weil sie zwei große Vorteile hat: Der eine ist das beachtliche kulturelle Angebot – bei der Museumsdichte Platz drei in Deutschland. Der andere ist die Nähe zur Natur, die ich sehr schätze, weil ich ab und zu aufs Rennrad muss. Kassel hat einen ziemlich perfekten Mix von Lebensqualität und kulturellem Angebot. Es war aber erstmal nur von kurzem Glück, dass ich hier arbeitete: Ab 2010 war ich bei der Zero Foundation in Düsseldorf tätig, aber ich bin auch wegen meiner Frau in Kassel geblieben.

Sie haben sie hier kennengelernt?

Ja. Als Lehrerin hätte sie einen Versetzungsantrag stellen können, das stand aber damals nicht zur Disposition. Dass ich jetzt hier vor Ort an diesem spannenden Museum arbeiten kann, ist für mich mehr als ein Sechser im Lotto.

Nun also die Leitung eines Museums. Sie hätten auch wieder an Unis gehen können...

Die Lehre hat mir immer viel Freude gemacht. Ich denke, es wird auch zukünftig enge Kooperationen des Sepulkralmuseums mit Hochschulen geben. Das ist mir sehr wichtig.

Was hat Sie gereizt, sich hier zu bewerben?

Es gibt eine beachtliche kulturübergreifende Verbindung von Kunst, Kultur und von Sozialem. Das Thema Sepulkralkultur hat eine gesellschaftliche Relevanz, die weit über das hinausgeht, was zeitgenössische Kunst normalerweise bereithält.

Sie leiten nicht nur das Museum, Sie stehen auch der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal und dem Zentralinstitut vor.

Diese Dreiteilung ist historisch begründet. Dass ich Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal bin, finde ich auch deswegen spannend, weil diese Institution den Wandel in der Sepulkralkultur mitgestaltet. Es war eine weise Entscheidung, mit dem Museum einen öffentlichen Ort zu schaffen: Man ist in permanenter Auseinandersetzung mit Sterben, Bestattung, Tod, Trauer und Gedenken, und das in der Wechselwirkung zwischen Arbeitsgemeinschaft, Museum, Veranstaltungen und Zentralinstitut.

Was fasziniert Sie am Thema Tod?

Die Unausweichlichkeit. Kultur entsteht, indem der Mensch sich seiner Endlichkeit gewiss wird. Die Auseinandersetzung mit dem Sterben ist die Essenz des Lebens. Marcel Duchamp ließ auf seinen



Grabstein schreiben: „Im Übrigen sind es immer die Anderen, die sterben.“ Durch den Tod der Anderen wird man gewahr, selbst sterblich zu sein. Diese Gewissheit lässt uns innehalten und über unser Leben reflektieren.

Wie haben Sie diese Erfahrung gemacht?

Meine erste Begegnung mit dem Tod ereignete sich im Alter von vierzehn Jahren, als meine Großmutter starb. Ich erinnere mich an drei zentrale Momente. Der eine hat mit dem Thema Sterbebegleitung zu tun. Meine Großmutter verstarb nachts allein in einem Achtbettzimmer. Ich hatte sie am Tag zuvor noch gesehen, und heute weiß ich, dass sie unter Schmerzen litt. Niemand hat sie in ihren letzten Stunden begleitet. Das hat mich sehr schockiert. Ich hätte sie gerne noch einmal gesehen, aber vor dem Anblick meiner toten Großmutter wollten mich meine Eltern schützen. Zudem wurde mir – allerdings erst viel später – bewusst, wie wichtig der Abschied am Grab ist. Ich glaube, die Bedeutung von Ritualen wird seit Langem unterbewertet. Als ich noch vor ihrer Beerdigung begann, Fotos von ihr herauszusuchen, empfand ich das erste Mal Verlustschmerz und Trauer – nach den Themen Sterbebegleitung und Ritual ist dies der dritte Aspekt. Es geht dabei um Abbild und um Bewusstwerdung: Ich sehe meine Großmutter, aber sie ist nicht mehr da. Hätte ich diese Bilder nicht gehabt, ich hätte vielleicht selbst etwas gestaltet.

Später, während meines Zivildienstes in einem Krankenhaus, habe ich mit Menschen gearbeitet, die todkrank waren und starben. Da zeigte sich das Thema in seiner ganzen Breite.

Das Museum für Sepulkralkultur ist ja thematisch ebenso breit aufgestellt. Der Tod ist unendlich...

Unendlich und omnipräsent. Die persönliche Auseinandersetzung hat mit Erfahrungen im eigenen Umfeld und mit dem eigenen Alter zu tun. Je älter ich werde, umso mehr persönliche Erfahrungen konnte ich sammeln.

Wie wird im Haus mit dieser Omnipräsenz umgegangen?

Ich habe hier sehr viel Erdung gespürt. In der zeitgenössischen Kunst ist vieles abgehoben. Oft werden Inhalte bloß suggeriert, und wenn es auf dem Kunstmarkt wie beim Aktienhandel zugeht, dann finde ich das langweilig. Im Museum für Sepulkralkultur wird auch das Transzendente irdisch verankert, was an den zahlreichen Kooperationen liegt: zum Beispiel mit Hospiz-Vereinen, die sich für ein menschenwürdiges Sterben engagieren.

Sie haben erzählt, was Sie an diesem Haus fasziniert. Was möchten Sie als dessen Leiter machen?

Ideen habe ich viele, die müssen nun realisiert und finanziert werden. Ich finde zum Beispiel eine Ausstellung zum Thema „Suizid“ sehr spannend, weil es in viele Felder greift: die historischen Formen in allen Kulturen, Sterbehilfe, Selbstmordattentat, Darstellungen in Kunst und Literatur und vieles mehr. Das schreit nach Kooperationen mit dem Theater oder Kasseler Museen. Am liebsten würde ich dafür das Haus leerräumen, bevor wir die neue Dauerausstellung einrichten, die wir aktuell planen.

Steht für die schon ein Datum fest?

Erstmal wird frei gedacht: Was wollen, was können wir? Es wäre schön, vor einem Umbau das gesamte Haus für eine spannende thematische Ausstellung zu nutzen. Die geplante Aktualisierung der Dauerausstellung wird dem Museum gut tun, aber noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Wird dabei saniert?

Ja, es muss auch saniert werden.

Ist eine Erweiterung vorgesehen?

Das würde ich nie ablehnen. In den Anfangsjahren des Museums gab es eine Option auf das Gelände am Weinberg bis zu den ruinenösen Gewächshäusern. Mit einem tollen Konzept könnte man sicher nochmals darüber nachdenken – vielleicht auch gemeinsam mit der Grimmwelt.

Kooperationen sind Ihnen wichtig...

Ich bin Teamplayer. Als Einzelkind und Handballer weiß ich, wie wichtig die Mannschaft ist. (lacht)

Und wie schätzen Sie die Bereitschaft der anderen Spieler in der Stadt ein?

Ich verspüre große Bereitschaft. Man muss sehen, wie sich der Antrag zur Kulturhauptstadt 2025 entwickelt. Das ist eine große Chance. Aber es gibt viele Anknüpfungspunkte: MHK, Kunsthochschule, Kunsthalle Fridericianum und documenta-Archiv. Das Ensemble Grimmwelt, Landesmuseum, Neue Galerie, unser Haus und später das Tapetenmuseum ist dabei, ein echtes kulturelles Zentrum zu bilden.

Gibt es bei der Orientierung Ihres Hauses etwas, wo Sie Änderungsbedarf sehen?

Die Grundorientierung ist richtig. Als ich mir die Bandbreite der Ausstellungen angeschaut habe, dachte ich, es wurde ja schon fast jedes relevante Thema bearbeitet. Das sagt viel aus und wird so bleiben. Die grundsätzliche Offenheit, den ganzen menschlichen Prozess vom Sterben über den Tod zum Bestatten, Trauern und Erinnern zu begleiten, wird nicht angetastet. Ich bin nicht derjenige, der glaubt, alles besser zu können. Aber das Haus braucht mehr Klarheit bei der strukturellen Konzeption, der Besucherführung und der inhaltlichen Gewichtung der präsentierten Objekte.

Vermittelt aber nicht gerade die Ausstellungsvielfalt die Vielfalt des Themas?

Ja, und das wird weiter ausgebaut, zum Beispiel um die Themen Sterbehilfe, Suizid oder Organspende. Wussten Sie, dass nur 9 ½ von einer Million Menschen in Deutschland bereit sind, ein Organ zu spenden?

Nein. Haben Sie einen Spenderausweis?

Ich hatte lange einen bis zu dieser schwierigen Diskussion vor ein paar Jahren, bei der die Frage aufgeworfen wurde, wann der Mensch wirklich tot ist. Das ist ein Themenkomplex, an dem man ansetzen muss.

Lassen Sie uns nochmal über den Tod als solchen sprechen. Wo steht da unsere Gesellschaft?

Ich denke nicht, dass es eine massive Verdrängung des Todes gibt. Er ist sehr präsent, zumindest als Sekundärerfahrung in den Medien und in den Künsten. Gleichzeitig werden die Orte der Bestattung immer mehr an den Rand des öffentlichen Raums gedrängt.

Aber persönlich kann man dem Thema aus dem Weg gehen.

Zu Zeiten meiner Großeltern sprach man kaum darüber, wie man bestattet werden möchte, weil es unausgesprochen klar war. Zwischen meiner Mutter und mir ist das aber schon länger ein Thema: „Was passiert da eigentlich? Lasse ich mich verbrennen? Wir wohnen an unterschiedlichen Orten: Wie willst Du Dich um die Pflege der Gräber kümmern?“

Über diese Themen wird schon recht viel gesprochen. Ich habe kürzlich das Kasseler Krematorium besucht und frage mich, warum so viele Menschen verbrannt werden wollen. Hat das nur ökonomische Gründe oder spiegelt sich darin auch Körperfeindlichkeit wider? Als Toter verliere ich die Kontrolle über mein Aussehen, ich verweise. Das ist eine unangenehme Vorstellung, gerade in einer Zeit, in der man sich vor allem medial immer positiv darstellen möchte. Da ist eine Urne voll Asche vielleicht besser...

Ich sehe ganz viel Jugendkult im Sinne eines Verdrängens von Sterblichkeit, und zugleich gibt es sehr viel selbstzerstörerisches Verhalten – warum aber ist darin die Wertschätzung des Lebens so gering?

Es gibt eine Fülle von Aspekten in der Auseinandersetzung mit dem Tod, und das zu untersuchen, ist spannend. Vielleicht mit einem Projekt: ganz einfache Fragen stellen, die Antworten sammeln und ein Archiv dazu anlegen. Ich habe so etwas zur documenta 12 gemacht, zum Thema der zeitgenössischen Kunst – www.fragen-zur-kunst.de. Die spannendsten Antworten gab es auf die einfachsten Fragen.

Das wäre auch für die Öffentlichkeit interessant, zum Beispiel als Onlinearchiv.

Das ist auch eine Baustelle, die Museumswebsite. Es ist mir sehr wichtig, reales und virtuelles Museum zu verbinden. Manche Menschen denken, wenn alles im Internet ist, kommt niemand mehr. Ich sage dann ironisch: „Genau, deswegen besuchen so viele Menschen die Mona Lisa im Louvre...“ Wenn sich der Inhalt der Dauerausstellung im Netz abbildet, kann man sich vorbereiten. Es wird Lust wecken, uns zu besuchen.

Eine persönliche Frage habe ich noch...

[lacht] Ich bin froh, dass Sie mich bisher nicht gefragt haben, wie ich mich bestatten lassen will.

Ich habe überlegt...

Da habe ich noch keine abschließende Antwort. Es wandelt sich. Ich hoffe, ich habe genug Zeit, bis ich abschließend zu einer guten Entscheidung komme.

Haben Sie ein Testament?

Nein, aber ich sitze mit meiner Frau aktuell an Patientenverfügung und -vollmacht. Wir haben sehr viel Informationsmaterial, das uns fast erschlägt, und wir sprechen darüber, aber solche Entscheidungsprozesse brauchen Zeit. Lassen Sie mich noch etwas zur Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal sagen. Diese wurde erstmals 1921 – noch als „Reichsausschuss Friedhof und Denkmal“ – gegründet und hatte lange Zeit ausschließlich die Friedhofs- und Denkmalgestaltung im Blick. Nach meinen bisherigen Gesprächen glaube ich aber, dass es heute um mehr gehen muss. Es geht um die Bedürfnisse der Menschen, um die der Sterbenden und um die ihrer Angehörigen. Ich kann es nur unterstützen, dass sich die Arbeitsgemeinschaft weiter in diese Richtung bewegt.

Früher empfand ich Friedwälder als gute Idee. Doch heute denke ich: Geht da nicht der gesellschaftliche Ort verloren, wenn man erst 25 km fahren muss, um einen Ort mitten im Wald zu besuchen? Die Argumente dafür sind u. a., dass es keine Angehörigen gibt oder sich niemand um ein Grab kümmern muss, aber ist dies nicht auch ein Privileg? Immerhin geht es um unsere Familienmitglieder.

Manche Menschen behalten die Urne nach einem illegalen Reimport aus den Niederlanden oder der Schweiz einfach zu Hause. In

Dr. Dirk Pörschmann

Dirk Pörschmann, 1970 in Worms geboren, studierte in Heidelberg und Bochum Kunstgeschichte, Geschichte, Soziologie und Philosophie. Nach einer ersten Tätigkeit an der Ruhr-Universität Bochum war er 2005-2009 als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kunsthochschule Kassel tätig, ehe er von 2010-2016 für die Zero Foundation in Düsseldorf wirkte. Parallel arbeitete Pörschmann an seiner Dissertation, die er 2017 abschloss und die im Februar 2018 im Verlag der Buchhandlung Walther König erschienen ist.

Bremen ist dies sogar nun erlaubt. Ich empfinde dies aber auch als egozentrischen Akt, denn selbst wenn es meine Ehefrau oder mein Ehemann war, sind doch die körperlichen Überreste nicht mein Eigentum. Das ist die Asche eines Menschen, der ein Leben vor und neben mir hatte. In diesem Festhalten spiegelt sich sicher auch große Trauer wider, aber dennoch entzieht man die Verstorbenen einem öffentlichen Gedenken: Niemand würde doch bei mir privat klingeln, um einmal die Urne sehen zu können und um dem Toten zu gedenken. An einen öffentlichen Ort kann jeder kommen, auch die Menschen, von denen die Hinterbliebenen gar nicht wussten, dass sie eine Beziehung zu dem Verstorbenen hatten. Wir sollten die Asche nicht dem öffentlichen Leben entziehen, und ich frage mich, ob Bestattungen im romantischen, aber fernen Wald nicht auch dazu führen, dass die Toten immer weiter an den Rand des öffentlichen Raums verdrängt werden? Früher wurde auf dem Kirchhof mitten in den Siedlungen bestattet, nachdem der Leichnam zu Hause aufgebahrt worden war. Der Friedhof ist doch ein ganz zentraler Ort in unserer Kultur, und dennoch unterliegt seine Verwaltung nicht den Kulturdezernaten. Es läuft in vielen Kommunen leider nach der Vorstellung: Verwaltung von dem was übrig bleibt. Wenn Kassel 2025 europäische Kulturhauptstadt werden möchte, muss es doch auch um die Entwicklung der Sepulkralkultur gehen. Selten gab es so große Veränderungen wie in den letzten zwei Jahrzehnten, und das sollte man als Chance begreifen.

Nur haben viele Friedhofsverwaltungen lange nicht begriffen, dass der Friedwald einer geistigen Haltung entstammt, und opponiert. Den gesellschaftlichen Wandel in der Bestattungskultur kann man nicht ignorieren, aber man kann ihn gestalten, und dazu muss man zuerst die veränderten Bedürfnisse der Menschen im Blick haben.

Ist das Beispiel der Urne zu Hause nicht ein Zeichen dafür, dass wir Gegenstände zur Erinnerung brauchen, nicht nur Bilder?

Ich trage das Taschenmesser meines Vaters immer bei mir, aber ich würde keinen Teil seiner Asche aufbewahren wollen, so er verbrannt worden wäre. Auch nicht etwas, das man mit Reliquien vergleichen kann. Hier in der Sammlung gibt es ja z. B. viele Objekte, bei denen natürliches Haar verwendet wird. Ein Gegenstand erinnert mich an etwas, ich kann ihn benutzen, wie ihn der Verstorbene benutzt hat, und das erzeugt eine Verbindung. Über die Jahre können sich solche Dinge sogar zu Fetischen entwickeln, von denen wir annehmen, dass sie eine magische Kraft besitzen. Übrigens werden wir im Herbst dieses Jahres eine Ausstellung zum Thema „Aberglaube“ zeigen. Meine größte Angst in Bezug auf das Taschenmesser meines Vaters ist, dass ich mal vergesse, es vor einer Flugreise aus dem Handgepäck zu nehmen, so dass ich es abgeben müsste. Verluste von nahen Menschen wiegen schwer, und der Verlust eines Erinnerungsstücks lässt diese Wunden wieder schmerzen. Sie sehen, es gibt viele spannende Themen, die uns alle angehen, und ich freue mich darauf, diese in den kommenden Jahren in meiner Arbeit aufzugreifen und zu reflektieren.

Herr Dr. Pörschmann, vielen Dank für dieses Gespräch.